»Der arme Kerl heisst Skrscht« Über peinliche Namen

Caspar Battegay

»Ich habe meinen Vater gefragt. Ich sagte: ›Vater, ändere meinen Namen.‹ Der, den ich jetzt benutze, ist angefüllt mit Angst und Feigheit und Schande.« So könnte man die erste Zeile von Leonard Cohens Song »*Lover, Lover, Lover*« auf dem 1974 veröffentlichten Album *New Skin for the Old Ceremony* übersetzen.¹ Wie alle von Cohens Songtexten ist auch dieser zunächst kryptisch und mit einer poetischen Mehrdeutigkeit versehen. Im Kontext des Albums liegt es nahe, diese Zeilen im Zusammenhang mit einem ambivalent aufgenommenen jüdischen Erbe zu verstehen,² sie könnten sich jedoch auch allgemein um die Schwierigkeit handeln, mit einem von den Eltern auf einem gekommenen Namen umzugehen. Namen können peinlich sein, also bei Trägern und dem Umfeld emotionalen Stress auslösen und sozial nicht oder nur schwer akzeptabel scheinen. Die Nachnamen verweisen auf die Familie, die man hat, ohne sie gewählt zu haben. Vornamen offenbaren Vorstellungen oder Hoffnungen der Eltern, sie sind mit der eigenen Identität verbunden wie eine zweite Haut und können Stolz, aber eben auch Peinlichkeit auslösen. Namen zeigen vermeintlich, wer man ist; obwohl sie an sich leere Zeichen sind, die nichts über den Träger aussagen, sind sie – auch wenn man nicht Walter Benjamins letztlich sprachmystischer Auffassung des Eigennamens folgt³ – eng mit Emotionen und Überzeugungen

¹ »I said: ›Father change my name.‹ The one I'm using now is filled with fear and cowardice and shame.« Track 3 auf *New Skin for the Old Ceremony*, Columbia 1974.

² Der Song »*Who by Fire*« etwa basiert musikalisch und textlich auf dem Gebet »*Mi Bamayim, Mi Ba Esh*« aus dem Jom Kippur-Gottesdienst. Auch andere Songs des Albums beschäftigen sich mit religiösen, kulturellen und sozialen Implikationen jüdischer Identität oder können wenigstens so gedeutet werden.

³ Stellvertretend dafür können teilweise esoterische Bemerkungen aus ersten Notizen zum *Passagenwerk* gelten: »Bin ich der, der W.B. heißt, oder heiße ich bloß einfach W.B.? Das sind zwei Seiten einer Medaille, aber die zweite ist abgegriffen, die erste hat Stempelglanz. [...] Der Habitus eines gelebten Lebens: das ist es, was der Name aufbewahrt, aber auch vorzeichnet. Mit dem Begriff der Mimesis ist zudem schon gesagt, daß der Bereich des Namens der des Ähnlichen ist. Und da die Ähnlichkeit das Organon der Erfahrung ist, so besagt das: der Name kann nur in Erfahrungszusammenhängen erkannt werden. Nur an ihnen wird sein Wesen, d.h. sprachliches Wesen kenntlich.« Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*, unter Mitwirkung von

verbunden.⁴ Darum haben peinliche Namen ein ebenso tragisches wie komisches Potential. Das zeigt zum Beispiel sehr unterhaltsam die Hollywood-Komödie *Meet the Parents* unter der Regie von Jay Roach aus dem Jahr 2000, in der Ben Stiller als jüdischer Krankenpfleger Greg/Gaylord Focker die bildungsbürgerlichen Eltern seiner Freundin kennenlernt (deren WASP-Nachnamen Byrnes wiederum genealogisch bis in 18. Jahrhundert nachzuverfolgen sei, wie der stolze Schwiegervater, gespielt von Robert De Niro, erklärt).

Ich möchte im Folgenden drei verschiedene Ebenen der Peinlichkeit ausmessen, die ein Name beinhalten kann. Der offensichtlich peinliche Name Gaylord Focker kann dabei zunächst als Paradigma dienen. Die erste Ebene möchte ich dem klassischen psychoanalytischen Modell folgend die *anale Phase* der Namenspeinlichkeit nennen, die auf dem obszönen oder lächerlichen Assoziationspotential des bloßen Namenswortes beruht. Die zweite Ebene soll als *ödpale Phase* bezeichnet werden, sie bildet die Auseinandersetzung mit der Familie ab, mit der das Individuum durch den Namen verbunden ist. Als dritte Ebene der Peinlichkeit werde ich die *kulturelle Phase* der Beschäftigung mit dem Eigennamen betrachten, also die politischen und gesellschaftlichen Implikationen eines Namens. Denn im Namen zeigt sich, wie das Politische private Bedeutung annimmt, und wie das Private politisch zu werden vermag.⁵ Stellvertretend für andere Minderheitengruppen soll dabei die Krise des jüdischen Namens in der Moderne zur Sprache kommen. Es wird sich jedoch auch zeigen, dass die drei Phasen nicht immer kategorisch voneinander abgetrennt beschrieben werden können, sondern dass die onomastische Peinlichkeit sich zuweilen in allen drei genannten Dimensionen zeigt – der ›analen‹, der ›ödpalen‹ und der ›kulturellen‹ zugleich.

Theodor W. Adorno und Gershom Scholem, hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Band V.2, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M. 1991 [1982], 1038.

⁴ Einen guten Überblick über Namenspraktiken als Identitätspraktiken gibt Christof Rolker: »How to do things with names: Indexikalische Funktion und symbolische Nutzung von Personennamen«, <https://www.exzellenzcluster.uni-konstanz.de/fileadmin/all/downloads/veranstaltungen2009/Arbeitsgesprach-Rolker-Namenswechsel-0906.pdf> (15.09.2015).

⁵ Vgl. hier die einschlägige Untersuchung von Michael Wolfsohn/Thomas Brechenmacher, *Die Deutschen und ihre Vornamen. 200 Jahre Politik und öffentliche Meinung*, München 1999.

1. Die ›anale‹ Phase

Im Zeitalter der Listicles kursieren im Internet natürlich auch Listen mit den peinlichsten Namen der Welt – und diese zu lesen war für den Autor dieses Essays der beste Grund, nicht endlich mit dem Schreiben zu beginnen. Die Komik dieser aufgelisteten Namen ist eine äußerst simple, die meistens mit Fäkal- oder Sexualhumor im Zusammenhang steht. Man befindet sich also im feucht-dunklen Reich der Zote, das wohlherzogene Menschen vermeiden. Zudem begibt man sich, wenn man über die Peinlichkeit eines anderen lacht, in den moralisch ambivalenten Bezirk des Sarkasmus, der nicht überall gut angesehen ist.⁶ Es wird jedoch den meisten Menschen schwer fallen, die offensichtliche Peinlichkeit eines Namens wie zum Beispiel den des österreichischen Schriftstellers Ludwig von Fickers (1885–1919) – Autor von Werken wie *Inbrunst des Sturms* und *Sündenkinder* – gänzlich ohne sarkastische Gedanken zu lesen. Auch wenn es einem fast ein wenig peinlich ist: Peinlichkeit, die auf Obszönität und sexueller Explizitität beruht, wird von fast allen Menschen als komisch erlebt, natürlich nur, wenn sie einen nicht selbst betrifft, denn dann ist sie eben nur peinlich.⁷

Virtuos spielen etwa die britischen Kult-Komiker von *Monthly Python* mit der ambivalenten Peinlichkeit obszöner Namen in ihrem Klassiker *Life of Brian* (1979). Während der Gefangene Brian behauptet, sein Vater sei ein Römer mit dem Namen »Naughtious Maximus« gewesen, erklärt der Zenturio (John Cleese) das für einen Scherznamen, so wie etwa »Biggus Dickus«. Doch sein Chef Pontius Pilatus (Michael Palin) meint, das sei gar nicht witzig, denn er habe in Rom einen guten Freund dieses Namens. Der immer wieder genannte, absurd-obszöne Name »Biggus Dickus« reizt die anwesenden Legionäre unweigerlich zum lachen, obwohl Pilatus es ihnen verbietet. Die Szene zeigt, dass man als gebildeter Mensch in Gesellschaft eben nicht über primitive Witze – und schon gar nicht über Namen mit sexuellem Assoziationspotential – lachen sollte, die

⁶ »Sarkasmus ist eine Ironisierung von Unrecht, Leid, Dummheit oder Peinlichkeit.« Burkhard Meyer-Sickendiek, Was ist literarischer Sarkasmus? Ein Beitrag zur deutsch-jüdischen Moderne, München 2009, 15.

⁷ Vor einigen Jahren beschrieb die Schweizer *WöZ* (*Wochenzeitung*) die Rechtslage für einen Wechsel des Nachnamens in der Schweiz anhand eines im Tessin lebenden Italieners, der Roberto Bigolin heißt, ein Wort, das im Tessiner Dialekt etwa »Seckel« (abschätzig für Hoden) bedeutet. Die Journalistin schreibt: »Einen Namen offiziell ändern zu lassen, ist alles andere als einfach – es sei denn, er klingt wirklich peinlich. Wer will schon Frau Seckel heissen?«, Corinne Buchser, »Im Namen des Vaters«, in: *WöZ*, Nr. 14, 2006 vom 6.4.2006, <https://www.woz.ch/-748> (15.09.2015).

komische Wirkung aber peinlicherweise kaum unterdrücken kann. Auch in *Meet the Parents* bezieht der Name Gaylord Focker seine Peinlichkeit aus dieser infantilen Lust an der unangemessenen Benennung der sexuellen Zone.

Auch wenn die Namen nicht ganz so eindeutig sind, weisen Namenswitze selten große Originalität oder Raffinesse auf. Nichtsdestotrotz sind sie sehr beliebt, denn sie haben eine große aggressive Wirkung. Diese kommt daher, dass Witze über den Namen immer auf die Person selbst zielen, die dadurch mehr oder weniger eindeutig bezeichnet wird. Oft nutzen Namenswitze einen ähnlichen Klang, eine Homonymie oder einen sprachlichen Verdichtungs-vorgang. Bereits Sigmund Freud stellt in seiner Schrift *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (1905) fest, dass Eigennamen sehr leicht solchen Witztechniken zum Opfer fallen. »In Wien«, so schreibt er, »gab es zwei Brüder, namens *Salinger*, von denen einer *Börsensal* war. Das gab die Handhabe, den einen Bruder *Sensalinger* zu nennen, während für den anderen zur Unterscheidung die unliebenswürdige Bezeichnung *Scheusalinger* in Aufnahme kam.«⁸ Diesem Beispiel fügt Freud die lakonischen Bemerkungen an: »Es war bequem und gewiss witzig; ich weiß nicht ob es berechtigt war. Der Witz pflegt danach nicht viel zu fragen.«⁹ Solche »Verdichtungswitze« nutzen nicht die bereits existierende Peinlichkeit eines Namens, wie etwa im erwähnten Beispiel aus *Life of Brian*, sondern transformieren den Namen in einen für seinen Träger Peinliches, weil er sie damit konstant an die narzisstische Kränkung dieser Beleidigung erinnert. In dieser Hinsicht möchte ich ein persönlich erlebtes Beispiel anfügen, bei dem der Gleichklang eines Namens mit einem anderen Substantiv für einen ganz besonders peinlichen (aber nun auch ziemlich witzigen) Angriff genutzt wurde. In meiner Sekundarschulzeit gab es einen nicht uneingeschränkt beliebten Lehrer mit dem Nachnamen Tschopp. Eines Tages tauchte an der Schulhauswand im Pausenhof folgendes Graffiti auf: »Lehrer ist ein Scheiß-Job und Tschopp ist ein Scheißlehrer.« Ich weiß bis heute nicht, wer der Autor oder die Autorin dieses Wortspiels gewesen ist, aber seine komische Wirkung auf die Schülerinnen und Schüler war ebenso stark wie die peinliche Wirkung für den betreffenden Lehrer. Ob sie berechtigt war? »Der Witz pflegt danach nicht viel zu fragen.«

Doch die skatologischen oder sexuellen, beleidigenden oder aggressiven Verknüpfungen mit Eigennamen sind nicht die einzige

⁸ Sigmund Freud, *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*. Der Humor, Einleitung von Peter Gay, Frankfurt a.M. 1992, 37.

⁹ Ebd.

Quelle der Peinlichkeit. Genauso beliebt wie Zoten und aggressive Witze ist das sinnfreie Spiel mit klanglichen Eigenschaften von Namen, um damit die benennende Funktion ad absurdum zu führen. Im Chanson »Telephonbuchpolka« des großen Wiener Musikers, Autors und Kabarettisten Georg Kreisler (1922–2011)¹⁰ lässt sich diese Variante der Namenspeinlichkeit erkennen, die viel mit den poetischen, phatischen oder onomatopoetischen Funktionen der Sprache zu tun hat. Kreislers Text beginnt damit, dass ein lyrisches Ich »gern im Wirtshaus« sitzt und dort Wein trinkt und dabei weder mit jemandem sprechen, noch Zeitungen lesen möchte. Vielmehr würde dieser Einzelgänger bloß im Telefonbuch blättern, wo unter dem Buchstaben V alle seine Freunde verzeichnet seien. Der dreimal wiederholte Refrain des Liedes besteht in einer absurden Aufzählung größtenteils slawischer oder slawisch klingender Namen mit dem Anfangsbuchstaben V, die Kreisler möglicherweise wirklich aus dem damaligen Wiener Telefonbuch abgeschrieben hatte. Hier soll dieser an DADA oder an die konkrete Poesie erinnernde Alliterationsreigen in Gänze zitiert werden (man sollte sich das Lied jedoch besser im Wienerischen Originalton anhören¹¹): »Vondrak, Vortel, Viplaschil / Voytech, Vozzek, Vimladil / Viora, Vrabel, Vrtilek / Viglasch, Vrazzeck, Vichnalek / Vregga, Vrba, Vikodill / Vrablic, Vutzem, Viskocil / Vochedecka, Vuggelic / Vrtatko, Vukasinowitc / Vorrak, Vondru, Vorliceck / Voralek, Vosmik, Vorlik, Vrba, Vrtl / Vodruga, Vozenilek / Vrinis, Vostarek / Vrtala und Viplacil / Vrzala und Vistlacil / Vouk, Vudipka, Vicesal / Vrazdil, Vrana, Vimmedall / Vrbizki, Vrbezki, Vranek.«

In der zweiten Strophe macht das Ich das Spiel mit den Namen thematisch und verbindet es mit dem eigenen Namen: »Mein Name g'fällt mir nimmer / Ich heiße nämlich Brsch / Mein Freund sein Nam' ist schlimmer / Der arme Kerl heißt Skrscht.« Die beiden gehen zu einem Richter und möchten den Namen ändern lassen. Es heißt: »Der Richter war sehr freundlich / Und sagt: »Naja, wahrscheinlich / Ihr Name is' ja peinlich / Da hab ich Sympathie / Wie woll'n Sie denn jetzt heißen?« Auf diese Frage beginnt natürlich wiederum der Refrain mit der Aufzählung der V-Namen. Die Feststellung des Richters, dass die Nonsens-Namen Brsch und Skrscht »ja peinlich« seien, bezieht sich offensichtlich auf die schwierige Aussprechbarkeit und die Fremdheit der Namen, die sie sozial nicht

¹⁰ Das Lied stammt aus den späten 1950er-Jahren und wurde auf zahlreichen LPs veröffentlicht, zuerst auf *Brett'l vor'm Klavier – Das Lied von Wien*, Georg Kreisler und Ensemble, 1957; dann etwa auf *Unheilbar Gesund*, 1965; und *Everblacks 2*, 1974.

¹¹ <https://www.youtube.com/watch?v=-d0fh6JiArU> (15.09.2015).

akzeptabel machen. Die Passage spielt sarkastisch mit den Problemen und den Vorurteilen, die slawische Namen in einem deutschsprachigen Umfeld hervorrufen. Mit dem osteuropäischen Namen werden, ob zutreffend oder nicht, ein Migrationshintergrund, eine bildungsferne Schicht und eine von der Mehrheit abweichende kulturelle oder religiöse Tradition verbunden. Diese stereotypen Implikationen machen den Namen »peinlich« für den Träger, setzen ihn Diskriminierungen und Aggressionen aus. Sie veranlassen den Wunsch, den Namen zu ändern um damit sozial aufzusteigen oder der Stigmatisierung zu entkommen. Kreislers Aufzählung bezieht die Komik zunächst ganz einfach aus dem Spiel mit dem Klang und dem Nonsens. Die Peinlichkeit dieser Namen befindet sich also durchaus noch in der »analen« Phase, die Name verlieren ihre Benennungsfunktion zugunsten einer infantilen oder poetischen Lust am Spiel mit dem bloßen Sprachmaterial. Andere Aspekte des Chansons – die mit den tschechischen, slowakischen, slowenischen oder serbischen etc. Namen verbundenen kulturellen Stereotype – verweisen jedoch auf andere Peinlichkeitsmomente, die der ödipalen und der kulturellen Phase der onomastischen Peinlichkeit zugehören.

2. Die »ödipale« Phase

Die Namensgebung für ein Neugeborenes ist ein zentraler Akt jeder menschlichen Gesellschaft. »Die Namensgebung erfolgt nicht nur mehr oder minder bald nach der Geburt, sie *ist* die soziale Geburt.«¹² Die Zentralität des Namens für die soziale Identität eines Individuums exponiert ihn für Peinlichkeiten. Wer einmal die zahlreichen Internetforen zum Thema der Namensgebung durchforstet hat, ist mit Diskussionen um allfällige Namenspeinlichkeiten vertraut. Ein Film, der mit den Erwartungshaltungen, sozialen Konventionen und politisch-kulturellen Implikationen der Namensgebung spielt, ist die französische Komödie *Le Prénom* (2012).¹³ Der Film nutzt die traumatische Aufladung eines Namens und zeigt, wie die vermeintliche Entscheidung für einen Namen nicht nur familiäre Streitigkeiten auslösen kann, sondern lange gepflegte und unbesprochene familiäre Probleme, Missstimmungen und Beziehungskrisen plötzlich an den Tag bringt.

¹² Rolker, »How to do«, 6.

¹³ Der Film entstand unter der Regie von Alexandre de La Patellière und Matthieu Delaporte auf der Basis ihres Theaterstückes mit dem gleichen Titel als franko-belgische Ko-Produktion (Pathéfilms).

Bei einem Abendessen bekundet der Immobilienmakler Vincent Larchet (Patrick Bruel) die skandalöse Absicht, das Kind, das er mit seiner Frau Anna erwartet, Adolphe zu taufen. Obwohl er behauptet, den Sohn nicht etwa nach Hitler, sondern nach dem Helden von Benjamin Constant's Roman gleichen Titels nennen zu wollen, löst die Aussage bei Vincents Schwester Elisabeth Garauld-Larchet, genannt Babou (Valérie Benguigui), und deren Ehemann Pierre Garauld (Charles Berling) Entsetzen und Unglauben aus. Witzig arbeitet der Film die sozialen Differenzen der Familie aus, wobei die Figurenzeichnung nicht ganz ohne Klischees auskommt: Zwar gehört die ganze Familie dem (oberen) Mittelstand an, doch während der ökonomisch gut gestellte Vincent eher konservativ ist, wird der ebenfalls gut verdienende Literaturprofessor Pierre als eher linksalternativ orientiert gezeigt. Vincent benutzt den tabuisierten Namen Adolphe/Adolf bloß, um seinen politisch korrekten Schwager und seine Schwester zu provozieren. Als die schwangere Anna (Judith El Zein) dazu kommt, eskaliert die angespannte Situation. Denn Anna weiß nichts vom schlechten Scherz ihres Mannes, und denkt, Pierre und Babou würden sich über den klassischen Namen Henri aufregen – Anna und Vincent wollen ihren Sohn nämlich nach Vincents Vater Henri taufen lassen. Anna ist wütend und gibt die vermeintliche Beleidigung zurück: Von Leuten, die ihren Kindern die lächerlichen Namen Appollin und Myrtille gegeben hätten, ließe sie sich nichts sagen. Die daraus resultierende Situation ist an Peinlichkeit kaum mehr zu überbieten.

Doch auch nachdem sich das Missverständnis endlich geklärt hat, kehrt keinesfalls Ruhe ein. Denn der ebenfalls anwesende Freund der Familie Claude Gatignol, ein Posaunist, möchte wissen, was für einen Spitznamen er von den anderen bekommen habe. Als er schließlich erfährt, dass er in Anspielung an seine vermutliche Homosexualität »la Prune« genannt wird, ist er zutiefst beleidigt. Denn Claude ist gar nicht schwul, sondern unterhält seit längerem insgeheim eine Liebesbeziehung mit Elisabeth und Vincents Mutter Françoise, was schließlich ebenfalls enthüllt wird. Der Spottname »La Prune« stellt für Claude eine schwere Kränkung, ein im wahren Wortsinn peinlicher Angriff auf seine Person dar. Peinlich für Vincent ist dagegen offensichtlich Claudes sexuelles Verhältnis mit der viel älteren Françoise, das für ihn als Sohn eine ödipale Bedrohung darzustellen scheint. Er reagiert auf den kleinen Skandal mit körperlicher Gewalt und wirft sich auf Claude, wobei der Couchtisch zusammenkracht.

Während die Namen Appollin und Myrtille mit ihrem peinlichen Originalitätswillen parodistisch auf das urbane, bildungs- und spießbürgerliche Milieu verweisen, stellt der Name Adolf/Adolphe ganz einfach eine ungeheure Peinlichkeit dar, die sich kein soziales Milieu im Westen mehr leisten kann.¹⁴ Die Traumata, die mit einem Namen verbunden werden, zeigen sich in der Familienkrise in *Le Prénom* beispielhaft. Interessant an diesem Film ist hier vor allem, dass die historische Last des Namens, die ein Kind mit dem Namen Adolf in der Realität unweigerlich schultern müsste,¹⁵ kaum thematisiert wird, sondern dass der Streit um den Vornamen nur der Anlass darstellt, um die neurotischen Familienstrukturen aufzuzeigen. Namen werden in *Le Prénom* quasi auf die interne symbolische Sprengkraft für die Familie beschränkt, was sich auch in der formalen Anlage als intimes Kammerspiel zeigt, in dem die Außenwelt kaum vorkommt.

Überträgt man die »ödpale« Phase der Namenspeinlichkeit auf das Paradigma »Gaylord Focker«, dann muss von der primären Peinlichkeit der obszönen Wortbedeutung oder des Wortklangs abgesehen werden. Das Sequel *Meet the Fockers* (wiederum unter der Regie von Jay Roach, 2004) spielt bereits im Titel darauf an, dass nun die Familie mit diesem peinlichen Namen im Zentrum steht. Jack und Dina Byrnes besuchen die Eltern ihres zukünftigen Schwiegersohnes in Florida. Im Gegensatz zu den konservativen Byrnes sind Bernie (Dustin Hoffman) und Roz Focker (eine Sexualtherapeutin,

¹⁴ In einem NZZ Folio (monatliche Beilage zur Neuen Zürcher Zeitung) zum Thema »Namen« heißt es: »Selbst wenn Sie Adolf aufgrund einer unschuldigen Familientradition in Betracht ziehen sollten, vergessen Sie es. Wer den Namen Adolf trägt, wird sich ein Leben lang erklären müssen. / In der Schweiz war Adolf bis in die späten 1930er Jahre ein moderat häufiger Name. Seine Popularität begann Anfang des Zweiten Weltkriegs zu sinken, jedoch nur langsam. Noch in den 1950er Jahren kamen jedes Jahr Dutzende von Adolfs auf die Welt. Heute ist der Name tabu.« Reto U. Schneider, »Nicht Kevin«, in: NZZ Folio, April 2013, <http://folio.nzz.ch/2013/april/nicht-kevin> (15.09.2015).

¹⁵ Vor allem Nachkommen von Nazi-Verbrechern, also Trägerinnen und Träger historisch erheblich belasteter Nachnamen, haben sich öfters zum schwierigen Verhältnis zu diesen Namen geäußert. Interessant sind hier etwa die Ausführungen des Berliner Strafverteidigers und Bestsellerautors Ferdinand von Schirach, Enkel des »Jugendreichsführers« Baldur von Schirach, der als »Gauleiter« in Wien direkt für die Ermordung der österreichischen Juden verantwortlich war. Unter dem Titel »Du bist, wer du bist« schreibt Schirach im *Spiegel*: »Man will wissen, ob mein Leben ohne diesen Namen anders verlaufen wäre, ob ich einen anderen Beruf gewählt hätte, ob ich mich seinetwegen mit Schuld beschäftige. [...] Ich kann keine Antworten geben: Ich kannte ihn nicht, ich konnte ihn nichts fragen, und ich verstehe ihn nicht.« Ferdinand von Schirach, »Du bist, wer du bist«, in: *Der Spiegel*, 36/2011, <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-80266999.html> (15.09.2015).

brillant verkörpert von Barbra Streisand) chaotische und exzentrische Althippies. Es ist dabei bezeichnend, dass vor allem Jack Byrnes misstrauisch gegenüber den Fockers ist, weil sein »family circle« sich über die geplante Hochzeit mit dem »family circle« der Fockers verbinden soll. Neben dem absurden Klamauk entsteht ein großer Teil der Komik des Films aus peinlichen Situationen, die sich aus dem Kontrast der beiden ungleichen Familien ergeben und daraus, dass dem Sohn (Gaylord, genannt Greg) das »touchy-feely«-Verhalten seiner Eltern vor den steifen und altmodischen Byrnes peinlich ist. Mehrmals beschwört er seine Eltern, sich vor den Byrnes angemessen zu benehmen und sie nicht zu schockieren. Der Name Focker stellt dabei jedoch die nicht zu überspielende Identität der Familie dar, die sich zu Gregs Entsetzen immer wieder Bahn bricht. Der Höhepunkt der ödipalen Peinlichkeit stellt wohl die berühmte Fondue-Szene dar: Roz möchte der versammelten Familie ein Fotoalbum von Gregs Kindheit zeigen, worin bei den Bildern der Beschneidungsfeier auch Gregs Vorhaut aufbewahrt wird. In einem Anfall von Peinlichkeit will Greg seiner Mutter das Album entreißen, es entsteht ein kleiner Tumult und die Vorhaut wird in einem hohen Bogen in den gut gefüllten Fondue-Topf auf dem Esstisch geschleudert. Dass die Szene überhaupt lustig ist, liegt wiederum vor allem an den herausragenden Schauspielern und weniger am Drehbuch. Sie zeigt exemplarisch, wie sich Gaylord/Greg an seiner Familie und seinem Namen abarbeitet, um eigentlich erwachsen zu werden. Am Schluss des Films hat sich Greg/Gaylord denn auch von seiner Peinlichkeit befreit und akzeptiert seine Familie, die als cool, unkonventionell und freundlich erscheint. Eine mediengeschichtliche Pointe mag darin liegen, dass am Ende nicht die jüdischen Figuren (wie etwa Woody Allens Archetype) als Neurotiker dastehen, sondern die protestantischen Byrnes. Zur Entwicklung des Protagonisten hat Samantha Baskind festgehalten: »He reaches this apotheosis via his unashamedly Jewish parents. The name Focker, used as fodder in the first film, is one that evinces pride by the end of the second movie.«¹⁶ Das bedeutet aber auch, dass der Name eben noch viel mehr darstellt als die Verknüpfung mit der Familie, sondern eine weiterreichende kulturelle und historische Dimension bezeichnet, die ich abschließend diskutieren möchte.

¹⁶ Samantha Baskind, *The Fockerized Jew?: Questioning Jewishness as Cool in American Popular Entertainment*, in: *Shofar: An Interdisciplinary Journal of Jewish Studies*, 25/4 (2007), 3–17, hier 4.

3. Die »kulturelle« Phase

Der biblische Namenswechsel von Jakob zu Israel in Genesis 35,10 weist darauf hin, dass Namenswechsel die menschlichen Ordnungs- und Symbolsysteme von Anfang an begleiten. Es ist hier nicht der Ort, um die umfassende Bedeutung hinsichtlich Gender, Glauben und Gesellschaft aufzuarbeiten, die im Wechsel des Namens liegt. Aufsteiger und Revolutionäre, Künstler und Kriminelle, Flüchtlinge und Immigranten, Transsexuelle oder Konvertiten – oder ganz einfach Pubertierende, die ja all das zusammen immer ein wenig sind, überschreiten nicht nur Grenzen und Identitäten, sondern wechseln dabei oft auch ihre Namen. Im Zug von Akkulturationserfahrungen und der Emigration aus Osteuropa in den Westen und nach Nordamerika, haben Juden ihre Namen (wie andere kulturelle Randgruppen auch) oftmals geändert um damit dem omnipräsenten Antisemitismus zu entkommen. Ein alter Witz zeugt von dieser geschichtsträchtigen Praxis, die er gleichzeitig ironisiert: Ein polnischer Jude namens Katzmann emigriert nach Frankreich. In Paris ist ihm der deutlich jüdisch klingende Name peinlich, deshalb möchte er ihn französisieren. In wörtlicher Übersetzung nennt er sich fortan: Chat l'homme.

Die Vergeblichkeit des Versuchs, den »Namen als Stigma«¹⁷ durch Namensänderungen loszuwerden und die daraus resultierende Peinlichkeit, wird in der Literatur oftmals thematisiert. Bereits Heinrich Heine, der seinen eigenen Vornamen Harry (nach einem Geschäftsfreund seines Vaters) anlässlich seiner Taufe 1825 offiziell mit dem Namen Johann Christian Heinrich vertauschte, machte sich mit Selbstironie und Sarkasmus über den Umgang mit den peinlichen Namen von (getauften) deutschen Juden lustig. Berühmtheit erlangte etwa die Figur des Hamburger Losverkäufers, Hühneraugenschneiders und Edelsteintaxators Hirsch aus dem satirischen Reisebild *Die Bäder von Lucca* (1829), der sich nach der Konversion in Hyazinth umbenennt; »weil Hirsch ein jüdisches Wort ist und auf Deutsch Hyazinth heißt [...]«¹⁸. Doch dieser Wechsel habe noch einen weiteren, ökonomischen Vorteil, nämlich »daß schon ein H auf meinem Petschaft steht und ich mir kein neues zu stechen zu lassen brauche. Ich versichere Ihnen, es kommt in dieser Welt viel

¹⁷ Vgl. Dietz Bering, *Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933*, Stuttgart 1987.

¹⁸ Heinrich Heine, *Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke*, in Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut, hg. v. Manfred Windfuhr, Hamburg, Band 7/1: *Reisebilder III/IV*, bearbeitet von Alfred Opatz, 1986, 116 [= Düsseldorf Ausgabe].

darauf an wie man heißt; der Name thut viel.«¹⁹ Noch im über zwanzig Jahre später entstandenen Langgedicht »Jehuda ben Halevy« aus dem Band *Romanzero* (1851) taucht ein »Criminalrath Hitzig« auf, »welcher eh'mals Itzig hieß«²⁰ und von dem berichtet wird, dass er einmal im Traum ein H vor seinem Namen gesehen hätte, worauf er sich gefragt hätte, ob das nun *Herr* Itzig oder gar *Heiliger* Itzig bedeuten würde, sich aber schließlich einfach in Hitzig umbenannt habe. Die Gedichtpassage stellt gemäß Stéphane Mosès' Analyse eine »Satire der Assimilation« dar und zeige den »unmöglichen Versuch, die Spuren der vorherigen Identität auszulöschen [...]«²¹. Wichtig an diesen Beispielen aus Heines Werk ist im Kontext einer Diskussion der onomastischen Peinlichkeit, dass das jeweils Peinliche weder an der Wortbedeutung oder dem Wortklang des Namens liegt, noch an der familiären Konstellation, sondern sich fast ausschließlich aus der im weitesten Sinn kulturellen, politischen und sozialen Konnotation des Namens ergibt.

In diesem Sinn haben denn auch zionistische Intellektuelle im 20. Jahrhundert nicht die jüdischen Namen, sondern umgekehrt gerade den Versuch ihrer Verdeutschung als peinlich empfunden, weil sie darin eine Entfremdung und eine Abkehr von der authentischen jüdischen Herkunft sahen. Sie übten sich in der Hebraisierung des Namens, die eine autonome Geste der Abkehr vom Diaspora-Judentum bedeuten sollte, das eine Figur wie Heine geradezu paradigmatisch verkörpert. So verwandelte sich beispielsweise David Grün in David Ben-Gurion oder Gerhard Scholem in Gershom Scholem. Fritz Rosenthal nahm in den 1930er-Jahren den Kunstnamen Schalom Ben Chorin an und aus dem jugendlichen Holocaustüberlebenden Pawel/Paul Friedländer wurde – dies ein besonders prägnantes Beispiel, weil es die Transformation von Saulus zu Paulus umkehrt – der Historiker Saul Friedländer. Die Hebraisierung europäischer Namen wurde im jungen Staat Israel zu einer üblichen Praxis, die auch mit einer Tabuisierung der Einwanderersprachen wie Deutsch, Polnisch und vor allem Jiddisch einherging. Gerade Jiddisch als vermeintliche Sprache der Ohnmacht und der jüdischen Opfergeschichte wurde mit »feelings of embarrassment and even shame« verbunden, wie Dovid Katz kürzlich feststellte.²² Was ein peinlicher Name ist, das

¹⁹ Ebd.

²⁰ Heine, Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Werke, Band 3/1: *Romanzero*. Gedichte. 1853 und 1854. Lyrischer Nachlass, bearbeitet von Frauke Bartelt, 154.

²¹ Stéphane Mosès, Überlegungen zur Poetik des Witzes, in: Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne, hg. v. Paolo Chiarini/Walter Hinderer, Würzburg 2009, 201–212, hier 206.

²² Dovid Katz, *Yiddish and Power*, London 2015, 277.

zeigen diese verkürzenden Hinweise auf historische Konstellationen, hängt von den Umständen und den gesellschaftspolitischen Bedingungen ab. Um zum Schluss noch einmal auf das Paradigma »Gaylord Focker« zurückzukommen, so bedeutet dieser (erfundene, pseudojüdische) Name zunächst die bloße obszöne Peinlichkeit, dann die Peinlichkeit der Familie, schließlich aber auch die Peinlichkeit der jüdischen Identität im amerikanischen Mainstream, der stark auf die europäische Diaspora-Geschichte bezogen ist. Doch der Film zeigt auch, wie sich die Peinlichkeit schließlich in Stolz oder Selbstverständlichkeit verkehrt, womit er die Transformationen jüdischer Identität im 21. Jahrhundert abbildet.²³

In einem Artikel für das amerikanisch-jüdische Online-Magazin *Tablet* von 2012 berichtet der Journalist und Autor Jeff Nishball von der Geschichte seines Nachnamens, es ist eine biographische Geschichte, die in nuce meine Ausführungen zur onomastischen Peinlichkeit enthält. Der seltene Name Nishball sei entstanden, als ein launiger Immigrationsbeamter Ende des 19. Jahrhunderts auf Ellis Island den österreichischen Herkunftsort der Familie – Kitzbühel – zum Namen Knitzbol geändert und dieser sich schließlich zu Knishbol und Nishball transformiert habe. Nishball sei als Jugendlicher unter anderem wegen seiner Herkunft, seiner Statur, seiner (noch nicht bekannten) sexuellen Ausrichtung und natürlich wegen seines peinlichen Namens gehänselt worden:

»Growing up in Connecticut as a shy, awkward kid who manifested OCD symptoms as a way to deal with unresolved anger issues, I was bullied a lot. After all, I was Jewish, gay (though not yet), not particularly athletic (a punishable offense on its own), and a Nishball (kerosene for the fire). My name was the bright red target that accompanied me everywhere. The taunting would often start with a derisively hissed, »Nish-baaaall,« or »Matzo-ball,« or the oh-so-creative »Jew-ball« and escalate from there. [...] When I became an adult, scrunched-faced strangers would condescendingly ask, »What kind of name is that?« as if I should be horrified to be stuck with such a thing.«²⁴

Vor allem durch ein Ereignis als 12-jähriger hat sich dieses schwierige Verhältnis zum eigenen Namen jedoch geändert. Der Junge

²³ Vgl. Verf.: *Popkultur und Judentum. Ein Essay*, Bielefeld 2012; sowie Jon Stratton, *Jews, Race and Popular Music*, London 2009.

²⁴ Jeff Nishball, *Why I'm keeping my Name*, in: *Tablet*, 12. Juli 2012, <http://www.tabletmag.com/jewish-life-and-religion/105001/why-im-keeping-my-name> (15.09.2015).

bewundert die Komikerin Totie Fields (geboren als Sophie Feldmann, 1930–1978) und schreibt ihr einen Brief ins Krankenhaus, wo sie wegen schwerwiegender Thrombosen und Herzproblemen liegt. Nach ihrem Krankenhausaufenthalt und einer Beinamputation erscheint Fields wieder im TV – und liest zur freudigen Überraschung Jeffs und seiner Familie den Brief vor, den sie sogar als Höhepunkt ihrer Krankenpost ansieht, was nicht zuletzt am Namen Nishball liegt: »With theatrical flair, she spread her arms out [...]. Then with a playful, throaty laugh, she bellowed, ›Can you see the name Jeff Nishball up in lights?‹« Und obwohl der Name Jeff Nishball bislang nie »up in lights«, das heißt über einem Kino oder einem Theater mit Leuchtschrift angekündigt wurde, stellt der kurze Ruhm – gerade *durch* die Peinlichkeit – die Versöhnung mit dem Namen dar: »my name stopped being an embarrassment, and I eventually came out as a proud Nishball. (My gay coming out, unfortunately, took a bit longer; it didn't happen until I was 31.)« Obwohl es also bis zum homosexuellen Coming Out noch einige Jahre dauern sollte, bezeichnet die öffentliche Preisung des Namens Nishball im Fernsehen das Ende von dessen Peinlichkeit. Jeff Nishball ändert seinen Namen denn auch nicht, sondern betrachtet ihn mit all seinen Implikationen als essentiellen Teil der eigenen Biographie und der eigenen Identität. Das Stigma des Namens wird dadurch nicht einfach durch einen Wechsel vermieden, sondern es wird angenommen und positiv umgewertet. Aus Peinlichkeit wird Stolz auf den unverwechselbar eigenen Namen.

— Dr. phil. Caspar Battegay ist Germanist und Philosoph und arbeitet auf dem Feld der Jewish Studies. Zur Zeit ist er »Ambizione«-Fellow des Schweizerischen Nationalfonds an der Section d'allemand der Universität Lausanne.